

Die Freundin : Novelle

Autor(en): **Thommen, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1917-1918)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665784>

Nutzungsbedingungen

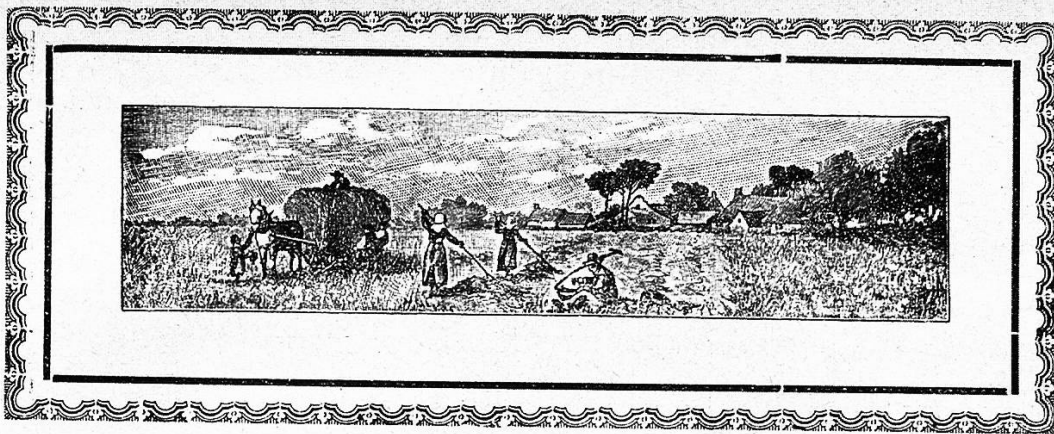
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schauen.

Schauen durst' ich, schauen!
Trinken vollen Glanz
Rings von See und Auen
Und vom Firnekranz.

Hab auf roten Flügen
Klar den Tag erstehn
Und im Abendglühen
Ihn versinken sehn.

Sah der Täler Blüten
Und des Stromes Pracht.
Sterne sah ich sprühen
Tief im Dom der Nacht.

Menschen durst' ich schauen!
O! manch gut Gesicht!
In des Auges Blauen
Einer Seele Licht.

Und es glomm wie fragen:
„Du! was staunst du so?
Glück und Freude tragen
Wir wie du so froh.

Schaffen tags und werken,
Gehen müd zur Ruh.
Und an Leiden stärken
Wir das Herz wie Du.“

Heinrich Fischer

Die Freundin.

Novelle von Elisabeth Thommen.

Ruth ging unruhig in ihrem Zimmer hin und her.

Vor einer Stunde hatte sie mit einem müden Erlösungslächeln die ungestümen Abschiedsliebkoosungen ihrer Zweit- und Drittklässler abgewehrt, dem stauberfüllten, drückend heißen Schulzimmer aufatmend den Rücken gewandt und war dem kleinen Bächlein entlang durch die blühenden Wiesen ihrem Heim zugeschritten. Das Bächlein plauderte vergnüglich. Schreiende Buben spielten daran, warfen runde Kiesel und gelben Löwenzahn hinein und sahen den Schwimmenden nach, bis sie unter den kleinen Brücklein, die von Zeit zu Zeit das Wässerchen überspannten, wieder hervorkamen. Ein frisches Frühlingslüftchen schüttelte die schon längst ausgestäubten Rätzchen der Haselsträucher. Auf dem Weg hopfte eine munteres Buchfinkmännchen, sah Ruth

zutraulich mit runden Auglein an, hüpfte vor ihren Füßen weg, machte „piep piep“ und flog auf den nächsten blütenweißen Kirschbaum.

Aber Ruth sah den kleinen Kerl nicht, spürte nicht den weichen Duft des Frühlings und des jungen knospenden Lebens, achtete auch nicht der Amselstimmen, die von den grünbespizten Ästchen der dunkelschattigen Tannen ihres Garten jubilierten, daß es eine Art hatte.

In Ruth bohrte immer nur das eine: Warum ist er so lange nicht mehr gekommen? Heute muß, muß er kommen, sonst . . .

Sie wußte nicht, was sonst wäre, aber das eine Gefühl beherrschte sie: daß sie diesen Zustand der Erwartung und der Sehnsucht nicht mehr länger ertrage.

Mit diesen Gedanken erstieg sie die Treppen, warf ihr graues Schulkleid hastig ab, vertauschte es mit einem dunkelblauen, weich fallenden Gewand aus matter, anschmiegender Seide, das er liebte, und das ihrer Gestalt eine beinahe jugendliche Anmut verlieh. Dann lief sie ungeduldig im Zimmer auf und ab, schaute bald zum Fenster hinaus, bald blieb sie vor dem Spiegel stehen und betrachtete ihr Bild, aufmerksam, prüfend, es grauäm mit den Blicken zersehend, so, als ob ein ganz fremdes Wesen ihr aus dem geschliffenen Glas entgegenspähte. Sie überlegte . . .

Gewiß, sie sah noch ganz gut aus! Besonders jetzt, da sich ihre Wangen vom raschen Gehen und von der Aufregung des Wartens gerötet hatten! Freilich hier, zu beiden Seiten des Mundes: zwei tiefeingegrabene Striche! Und auch unter den Augen: kleine feine Fältchen, die sich strahlenförmig von einem Punkt aus gegen die Stirn verteilten . . . Ja, jung war sie nicht mehr!

Ruth lächelte, ein klein wenig bitter. O, das Leben zeichnet sich eben ein! Da ist nichts zu machen! Mancherlei brachte es ihr: schwere Berufsarbeit, Entsagung, Schmerzen leiblicher und seelischer Art die Menge! Auch Freuden, gewiß! Die meisten waren durch ihn gekommen . . .

Sie seufzte leicht auf, strich sich über die kluge Stirn und dachte: Ach, wie dumm du noch immer bist, wie dumm! Da stehst du vor dem Spiegel gleich einem zwanzigjährigen Ding und möchtest gern „schön“ sein! — Zu was denn auch? Er sieht ja doch nicht darauf! — Bist du denn noch immer nicht reif, noch immer zu jung? Und solltest doch wissen, daß äußere Schönheit nichts ist; Geist, Phantasie, Urteilsfähigkeit alles. Und das Beste: ein Mensch, der dich und deine Seele versteht! Und der ist dir ja zu eigen! Also?

Soso! Dir zu eigen? Wer sagt dir denn das? höhnte der Zweifel in ihr. — Und sie? — Glaubst du denn wirklich, sie begnüge sich mit dem, was du ihr gnädig überlässest? Sie stelle keine Forderungen?

„Ich weiß nicht,“ flüsterte Ruth gequält. „Aber ich mag nicht daran denken! Ich will mich nicht einmischen. Weg mit euch, ihr Gedanken!“

Und Ruth machte sich rasch am Teetisch zu schaffen. Es war der vierte Tag, daß sie alles vorbereitete, was zu ihrem gemütlichen Bieruhrtee gehörte, daß sie mit gespannten Nerven und horchenden Sinnen auf sein Kommen harrete! Ob er wieder nicht kam? Nicht heute endlich kommen mußte?

Ich halte es so einfach nicht mehr aus, dachte Ruth qualvoll.

In diesem Augenblick schrillte grell die elektrische Klingel. Er! Dreimal hintereinander drückte er immer auf den Knopf! Das war so abgemacht. Daß sie schon v o r dem Wiedersehen immer die Freude empfinden konnte: er!

Ruth schritt rasch zum mechanischen Türöffner. Dann nochmals vor den Spiegel! Wie kindisch, kindisch! Der alte liebe Schmuck mit den gelben Steinen, die so wohl zum Blau des Kleides paßten, mußte noch um den Hals! So! Mit dem Kamm durch die Haare! Dort ein Löckchen hervor! Hier eine Haarwelle mehr über die Ohren! Wie schlecht der Knoten saß! Nun noch den Brenner der Teemaschinen entzünden . . .

Da stand er schon auf der Schwelle.

„Grüß Gott!“ eilte sie ihm freudig und erlöst entgegen und küßte ihn, alter freundschaftlicher Gewohnheit folgend, leicht auf die Wangen.

Er erwiderte den Kuß nicht wie sonst, wandte sich vielmehr mit einer wie absichtslosen Bewegung zur Seite, drückte ihre schmalen, guten Frauenhände und meinte jung und froh: „Soso, da wäre ich wieder einmal! Und — wie geht's immer? Gut?“

„Ja, gut,“ dankte sie, und mit innerer Dual stellte sie fest: Jetzt, da er hier ist, geht es mir gut, vorher ging es mir schlecht, sehr schlecht!

Er trat in die gemütliche Stube. Aus tausend kleinen Dingen stieg die Behaglichkeit dieses Gemaches: aus den vielen, mit Glieder und winzigen, von Schülerhand gepflückten Wiesenblümchen gefüllten Schalen und Wäslein, aus den blühenden Geranien am Fenster, den in natürlicher Freiheit und Unordnung umherliegenden Büchern, Handarbeiten, Schächtelchen und Körbchen, aus den guten Bildern, die die Wände schmückten, dem feinen Batiflampenschirm, dem leise zischenden Flämmlein unter dem Teekessel, dem einladenden altmodischen Kanapee, dem gewaltigen Eckbuffet, aus dessen gewundenen Holzsäulen und eisernen Beschlägen ein Hauch der alten Zeit atmete — aus allem sang und klang es: Wir sind von einer klugen, sorgsamen Frau so hinbefohlen worden, wie es ihr innerstes Gemüt und ihre Freude am Schönen und Fröhlichen gewollt hat! —

„Du hast mich erwartet?“ rief der Angekommene fröhlich aus. „Das ist schön! Wahrhaftig — alles schon bereit: dürre Bananen, Feigen, meine Lieblingswaffeln — großartig! Und das Wasser schon bald siedend! Ah

— und Küsse! Ja, woher wußtest du denn, daß ich eben heute kommen würde?“

„Ich stellte es mir so vor,“ antwortete Ruth leise.

„Ihr Frauen seid doch Schlaumeier! Ihr spürt alles in der Luft!“ neckte Rudolf und fuhr lebhaft fort: „Hier hab' ich dir das neue Buch mitgebracht, von dem ich dir sprach! Ein wenig Überästhetentum, wie sie's jetzt lieben! Kompliziert, jüdisch beinahe! Aber geſcheit, wie nur etwas! Schilderungen von einer Schärfe und Gewandtheit ſondergleichen!“

Er plauderte fröhlich drauf los. Ruth glitt unterdeſſen im Zimmer hin und her, entnahm dem Buffet die ſilberne Zuckerschale und die Teebüchſe, ſtellte Blumen auf das Tiſchlein, daneben zwei zierliche japaniſche Tassen aus ſeidendünnem Porzellan, die der Freund ihr einſt von einer Reiſe mitgebracht und die ſie immer zu ihrem Abendtee benutzten. Dann rückte ſie das Tiſchlein vor den Divan und ſchenkte Tee ein.

„So, nun komm, es iſt bereit,“ ſagte ſie und wies auf ſeinen gewohnten Platz neben ihr.

Er ſchaute flüchtig hin. „Ach was, mir iſt's zu heiß auf dem Kanapee! Ich ſiße lieber hier auf den gemütlichen Rohrſtuhl!“ Und er rückte ſich den Sessel in die Nähe.

Ruth rührte nervös in ihrer Teetaſſe. Warum ſetzte er ſich nicht neben ſie wie ſonſt immer? Weſhalb hatte er ihren ſchwesterlich-freundſchaftlichen Kuß, den ſie ihm in ſchöner Unabhängigkeit von den Sitten von jeher geſchenkt, nicht erwidert? Was plauderte er ſo leicht drauf los, ohne jedes wahrhaft herzliche Fragen nach ihrem Ergehen? Und ſein langes Ausbleiben? Empfund er die Zeit, die ſeit ſeinem letzten Beſuch verfloſſen, etwa gar nicht als lang? O, ſie fühlte es genau: etwas war um und in ihm, daß ihn von ihr zu trennen drohte! Irgendwo ſtand eine feinſte Schranke? Wo nur? Weſhalb?

Müde und verſunken ließ Ruth das herzlich-freundliche Geplauder und Erzählen des Freundes über ſich ergehen. Ihre Gedanken folgten den ſeinen nicht. Sie gingen eigene ſchmerz- und luſtvolle Wege. Sie dachte an die Entſtehungszeiten dieſer Freundschaft.

Wie kam es nur? Eines Tages ſtand er vor ihr, von einer Bekannten ihrer Fürſorge empfohlen: groß und kräftig, zuerſt ſchüchtern, und zurückhaltend, dann aber, als Ruth die erſte Befangenheit weggeſcherzt hatte, lebhaft und mitteilſam, ein Jüngling, der noch die ganze Welt als Freudenland vor ſich liegen ſah, Freuden, die er bloß zu erleben brauchte!

Sie aber lebte damals in einem Zuſtand tieffter Niedergeschlagenheit. Sie litt unter dem Leben. Es hatte ihr nicht gehalten, was ſie ſich einſt von ihm verſprochen, ihr nur Enttäuſchungen, aber keine Erfüllungen gebracht. Wohl verſah ſie ihren Beruf nicht mit Unluſt. Aber was gab er ihr denn

mehr als ihren Lebensunterhalt? Sah sie nicht alle Mühe zuschanden werden? — Sie lehrte den Kindern das Gute und Schöne? — Vergaßen sie es nicht und taten immer und immer wieder das Böse? Und das Schlimmste: konnten sie etwas dafür? Verdienten sie Strafe? Mußten sie nicht unter einem Zwang, der mächtiger war als alle guten Vorsätze, alle Erziehungsversuche, lügen, stehlen, häßliche Dinge reden und tun?

Ruth besuchte die Eltern. Und sie verstand, warum es nicht anders sein konnte. Sie forschte weiter: und was sie fand, ekelte sie im tiefsten Innern an. Verlogenheit, falsche Brunksucht, Scheinmoral und Heuchelei bei den Frauen und Müttern, — kleinliches Strebertum, Urteilslosigkeit, Verbohrtheit und Mitläuferei bei den Männern! Nirgends ein freier, froher Zug! Nirgends den Mut zur Einsicht und Wahrheit!

Ruth litt unter diesen Erkenntnissen, litt umso mehr, als sie unter all ihren Bekannten keinen fand, der sie verstanden hätte. Sie fühlte sich innerlich aus der Gesellschaft, auf die sie doch angewiesen war, ausgestoßen, fühlte sich angewidert von den platten Alltäglichkeiten, die Herzen und Tage jener erfüllten, sehnte sich nach einem höheren Leben, ohne doch die Gewißheit zu haben, daß es eines gab. Oder entstiegen diese Gefühle vielleicht alle nur ihrer Sehnsucht nach Liebe und der eigentlichen Bestimmung des Weibes? Ruth wußte es nicht. Sie wußte nur eines: daß sie an einer sittlichen Weltordnung zweifelte, zweifelte an allen Gesetzen und Systemen und menschlichen Einrichtungen, daß sie nirgends mehr einen Zweck erblickte, das Leben und all seine grausamen Auswüchse gründlich und qualvoll verneinen mußte! Wozu leben? Wo der Sinn? Sterben ist das Beste am Leben, ausruhen, nicht mehr sein, nicht mehr denken, nicht mehr zweifeln und entbehren: so sah es in ihr aus zu der Zeit, da sie Rudolf kennen lernte.

Ach Gott, wie jung er war! Wie idealistisch und voller Pläne! Armer, wie wird es in dir aussehen, wenn du alles erkannt haben wirst! Wie wirst du das Leben ertragen? — Mit diesen Gefühlen trat sie ihm entgegen. Dazu mischte sich eine leichte Herablassung, wie sie die ältere Schwester ihrem unertwachsenen Bruder gegenüber wohl empfindet und dem Bewußtsein ihrer reifen dreißig Jahre entspringen möchte, mengte sich auch ein wenig uneingestandener Neid und schmerzliches Verlangen nach der Zeit, da auch sie noch den glücklichen Glauben in sich getragen!

Was trieb ihn so oft zu ihr in das stille Heim? Ahnte er, daß ihrer beider Seelen dieselben Entwicklungsmöglichkeiten bargen? Mit mütterlicher Güte spendete Ruth dem Jüngling Trost, wenn er in einem Anfall plötzlichen Welt Schmerzes zu ihr geschlichen kam, griff wohl auch mit feinem Spott ein, um das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen, freute sich, wenn er fröhlich und übermütig daherstürmte, wenn ihm eine Arbeit besonders gut gelungen schien — und vergaß so die eigene Trostlosigkeit.

Allmählich aber verschob sich das Verhältnis ein wenig. War im Anfang immer und in jeder Beziehung sie die Gebende gewesen, so brachte nach und nach er ihr aus seinen rasch gereiften Kenntnissen und Fähigkeiten heraus mancherlei Anregung, die sie zuerst mit leisem Staunen, dann mit geheimer Bewunderung seines Könnens in sich aufnahm. Bald war Ruth so sehr in seinen Anschauungs- und Interessenkreis verflochten, daß sie sich das Leben ohne ihn nicht mehr vorstellen konnte, ohne an eine entsetzliche Leere und Öde zu denken.

Wie schön und neu das alles aber auch für Ruth war! Gemeinschaftliche weite Spaziergänge mit Botanisieren und Käfersammeln, mit jenem liebevollen Vertiefen in die Wunder der Natur, wie es nur feingefügte Menschen kennen, Stunden tiefster Ergriffenheit über irgend eine künstlerische Offenbarung, Gedanken alter Weiser, deren Schönheit und Erhabenheit sie in sich nachklingen ließen — das alles fettete die Beiden unzertrennbar aneinander fest.

In dieser Freundschaft erkannte Ruth einen Ausgleich für die Härten und Widerwärtigkeiten des Lebens, einen Ersatz für das bisherige schmerzliche Entbehren. Hier vergaß sie die Lasten des Berufs, die Kleinlichkeiten des Werktags, da badete sie ihre Seele frei und froh im Brunnen gegenseitigen Verständnisses, durfte von einer geistig höhern, freieren Sphäre neue und weite Ausblicke tun. Oh, wie wohl ihr das tat! Wie sie dem Geschick dankbar war, das sie ihren traurigen selbstquälerischen Grübeleien entrissen hatte. Ihre Freundschaft kam ihr wie ein weicher, wundertätiger Zauber- mantel vor, den sie nur umzulegen brauchte und siehe, alles Widrige und Beängstigende und Unerklärliche war vergessen!

Als ihr aber Rudolf an einem verheißungsvollen Vorfrühlingstag in plötzlicher Überwallung der Gefühle seine ganze Zukunft, seine Liebe in die Hände legen wollte, da wehrte Ruth sachte ab, lächelte nach kluger Frauen Art und sagte sanft und ergriffen: „Bist ein lieber Bub! Daß du mich haben willst — dafür hab Dank! Aber es geht nicht.“

„Warum denn nicht?“ hatte er da leidenschaftlich zu wissen begehrt.

„Frag doch nicht so! Was sollen wir unsere Freundschaft an die Ehe austauschen! Schöner und inniger können wir es doch nie haben, als jetzt? Und dann bin ich auch viel zu alt für dich. Ich wäre längst eine verblühte Frau, du noch immer der junge Mann! Was würden die Leute sagen?“

„Das ist eine Ausrede!“ war da Rudolf aufgebraust, „was kümmern uns bis jetzt die Menschen?“

„Gewiß, das ist nicht die Hauptsache! Aber siehst du, ich fürchte das Ungewisse! Eine Änderung erschreckt mich! Lassen wir doch alles, wie es jetzt Bestand hat! Es ist ja alles so schön und gut! Gest!“

Ruth hatte gelächelt, als sie ihm das alles auseinandersetzte, gelächelt

und ihm liebevoll beschwichtigend die Hände gestreichelt, die kräftigen, jungen Männerhände voll sanften Schwungs und herber Kraft. Und wenn sich Rudolf auch zuerst gegen diesen Spruch aufgebäumt und ihr um ihres unverständlichen Widerstrebens willen gezürnt hatte, so setzte er sich doch mit der Zeit darüber weg, ja, empfand im Lauf der Jahre sogar eine Erleichterung, daß sie damals nicht auf seinen Vorschlag eingegangen und seine Freiheit nicht beschnitten hatte.

Ruth aber nahm ihr Herz in feste Hände. Nie ließ sie Rudolf etwas merken von den Kämpfen, die ihr Inneres auszusechten hatte. Denn ganz so einfach, wie sie ihm die Sache dargestellt hatte, lag sie ja nicht: oft und oft mußte sie all ihren Willen aufwenden, um ihm nicht zu gestehen, wie auch ihr Herz nach Liebe, nach der unbekanntem, nicht nur nach Freundschaft schrie, mußte sich bezwingen, um nach reichen Stunden, da ihrer beider Seelen von irgend einem ergreifenden Erlebnis oder einer Schönheit überfließen wollten, ihm nicht in leidenschaftlicher Aufwallung um den Hals zu fallen, mit Küffen zu überschütten und zu stammeln: „Du, oh du! Es ist ja alles Unsinn, was ich dir mit so viel Mühe klar gemacht habe, toller Unsinn! Sung bin ich ja und lebensgierig, leicht jünger und unverbraucher als du, voller Kraft und Liebeswillen! Hier bin ich! Nimm mich, nimm mich! Wir wollen glücklich sein, leben und glücklich sein!“

Als dies hatte sie heldenmütig in die entferntesten Kammern ihres Herzens verschlossen, daß er keine Ahnung davon hatte, ja, es mit der Zeit sogar über sich gebracht, wenigstens äußerlich ganz ruhig und gleichmäßig zu hören und mitzuerleben, wie Rudolf da und dort entflammte, wie kurze, stürmische Leidenschaften ihn hin- und herrissen, und wie er ihr in männlich-naiver, egoistischer Vertrauensnotwendigkeit von den Freuden und Enttäuschungen seiner vergänglichen Lieben erzählte! Mit gespielter Überlegenheit hatte sie ihn angehört, ihn ein wenig spöttlich beglückwünscht, wenn die Umstände es erfordert, ihn bedauert, wenn er Mißerfolg gehabt und ihn zum Schluß seiner Geständnisse jedesmal recht tüchtig ausgelacht. Wie war ihr das nur möglich gewesen? So fragte sich Ruth jetzt, Jahre später, und die Antwort lautete: diese Selbstüberwindung und Beherrschung hatte sie nur leisten können, weil sie tief in ihrem Innern die sichere, glückliche Gewißheit gefühlt, daß es nie eine ernsthafte Neigung Rudolfs war, die ihn von ihr ablenkte, sondern daß er das Beste und Innigste seiner mitteilungsbedürftigen Natur, all die tausenderlei Anregungen seines klugen Geistes nur ihr und keiner andern brachte, ihr, der diese Freundschaft zum eigentlichsten Lebensspender und Erhalter geworden war! Bis zu dieser letzten Zeit...

„Auch wenn ich heirate — du bleibst immer meine liebste und beste Freundin!“ hatte er ihr oft lachend und doch mit tiefem Ernst versichert, jedoch jedesmal rasch hinzugefügt: „Aber du weißt ja schon — ich taue im

Grund nicht zur bürgerlichen Ehe: das hast du gut erraten damals! — Ich bleibe ledig. Ich bin ja viel zu freiheitsliebend geworden, als daß ich mich noch binden könnte!" Ruth hatte jeweilen dazu gelächelt, ein wenig schmerzlich und doch glaubensvoll, und gehofft, sein Ausspruch bewahrheitete sich.

Aber jetzt... Vor einigen Wochen überbrachte Rudolf seiner Freundin eine Neuigkeit, die sein ganzes Wesen zu einer gesteigerten Lebensempfindung geführt habe: er liebe, liebe über die Maßen und wolle heiraten.

Ruth kannte das Mädchen nicht. Sie war eine Fremde. Rudolf machte es Ruth nicht schwerer als nötig. Er erzählte nie von seiner Geliebten, sprach wenig von seinen Zukunftsplänen, ja, vermied es sogar absichtlich, an irgend etwas zu rühren, das ihrer Freundschaft hätte schaden können, gleichsam, als hätte er eine dunkle Furcht, irgend-irgendwo sei plötzlich eine brüchige Stelle!

Diese Zurückhaltung freute und verletzte Ruth zugleich: Freute sie, weil sie sah, daß er ihr Herz kannte und schonte, daß außerdem die Geliebte nicht all seine Gedanken erfülle, da er doch von ihr schweigen könne — verletzte sie aber, weil sie immer deutlicher empfand, daß trotzdem unter diesem Mangel an Aussprache das schöne Vertrauen von Seele zu Seele, von Geist zu Geist leiden müsse.

Und heute — so sann Ruth — war nicht sein ganzes Wesen ein Zurückstoßen ihrer innersten hingebenden Natur gewesen? Ein unsagbar feines Grenzziehen, das nur sie mit ihren geschärften Sinnen entdecken konnte? Ei ja, wo blieb nun ihr vielgerühmter seelischer Einklang, die Fähigkeit, in der Seele des andern auch ohne Worte zu lesen und mitzuempfinden?

Saß denn da nicht ihr Freund, sprach und sprach und fühlte nicht, wie tief unten in der Finsternis ihre Seele rang, wie traurig und matt und farblos die Gedanken schlichen, nur manchmal aufgeschreckt durch einen heftigen, gleich einer züngelnden Flamme aufbühenden Einfall? Fühlte nicht, wie müde Hoffnungslosigkeiten sich in ihr schleppten, und öde Wege ihr aus der Zukunft entgegenstarrten, wie alles an ihr nur zitternde bebende Furcht war vor einer Störung ihrer Freundschaft, vor einem Ende? Fühlte nichts, nichts.... Saß und sprach und ließ sie allein mit ihrer Qual...

Ah, sie empfinden das Feinste doch nie, die Männer, dachte Ruth verzweifelt. Sie begreifen das Letzte nicht von uns, das, was auch wir vielleicht nur ahnen; das Widerspruchsvolle, Rätselhafte, Unverständliche! Und dieses Erkenntnis stürzte Ruth in einen solchen Abgrund von Verzweiflung, daß sie alle Beherrschung verlor und plötzlich fassungslos aufschluchzte: „Gelt, du verlässest mich doch nie? Gelt, unsere Freundschaft muß doch kein Ende haben!“ und sich wie ein kleines Kind an Rudolfs beide Hände klammerte.

„Ja, aber, was hast du denn, was ist los?“ stammelte Rudolf zu Tode erschreckt. Er hatte eben von einem winzigen Schnecklein erzählt, das er leht-hin in einem Tümpel entdeckt und unter sein Mikroskop genommen habe.



Zur Erinnerung an die Belagerung Solothurns durch Leopold von Oesterreich 1318.

Die Brücke, welche die Oesterreicher oberhalb der Stadt geschlagen hatten, wurde, obwohl sie mit Steinen beschwert worden, von der plötzlich angeschwollenen Aare weggerissen. Die großmüthigen Solothurner vergaßen den Zorn gegen ihre Feinde und retteten viele.

Völlig unvorbereitet und verständnislos saß er diesem jähen Ausbruch gegenüber. Selten hatte er Ruth leidenschaftlich erregt gesehen, immer nur gütig, mild, verstehend, oder dann fröhlich und übermütig.

Ruth aber schluchzte weiter: „O ich fühle es wohl; gleich, wie du herein kamst, war es da! Es ist etwas Fremdes zwischen uns, etwas, das uns trennt! — Ich spüre es deutlich,“ beharrte sie, als er eine erstaunte Bewegung machte.

Rudolf wurde ein wenig ärgerlich.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was du meinst! Bin ich denn nicht wie immer?“

„Nein, nein, es ist etwas anderes zwischen uns! Ich fühle es in jeder Faser!“ Beinahe eigensinnig stieß sie es hervor.

„So drücke dich doch um alles ein wenig deutlicher aus,“ herrschte er ungeduldig. „Sage mir, was du meinst!“

Sein ungehaltener Ton brachte Ruth plötzlich das Kindische ihres Betragens zum Bewußtsein. Sie machte einen Versuch, sich wieder in die Gewalt zu bekommen, schüttelte rasch die Tränen weg, lächelte schwach und meinte: „Oh, nichts, nichts! Es geht schon von selbst vorüber! Lassen wir es!“

Aber dabei schaute sie ihn mit einem so todtraurigen, zugleich vorwurfsvollen Blick an, daß Rudolf es nicht aushielt. Erregt sprang er auf und stieß hervor: „Nun will ich es einfach wissen! Was quält dich? Sag es mir? Ist es . . .“

Ruth hob das Haupt nicht. Starr blickte sie vor sich hin, während die Tränen langsam aus ihren Augen tropften. Mit ihren schlanken Fingern zerknüllte sie krampfhaft ein weiches Seidenkissen, in das Rudolf früher oft sein Gesicht gepreßt hatte.

Rudolf dachte: Also doch, also doch! Irgendwo steckt eine Kleinlichkeit. Ich kann nur nicht recht herausfinden, wo, weiß nicht genau, ob ich nicht doch irre!

Ruth kleinlich, engherzig? Eine peinliche Kälte und Ernüchterung ihr gegenüber wollte Besitz von ihm ergreifen. — Doch da wies er die mißtrauischen Gedanken schon weit von sich. Unmöglich! Und wie er die zusammengesunkene Gestalt seiner Freundin betrachtete, kam wieder seine alte Anhänglichkeit und zugleich ein großes Mitleid, er wußte nicht weshalb, über ihn. Behn Jahre war sie nun seine treue Freundin, und er wollte ihr diese kleine Szene, die doch offenbar nur irgend einer Verwirrung ihrer Gefühle entsprang, übel nehmen? Nein doch!

„Ruth, komm, sei vernünftig,“ bat er. „Wir wollen doch reden miteinander. Was hast du an mir auszusetzen? Habe ich dich vernachlässigt? Rede doch!“

Ruth schaute ins Leere und grübelte ihrem Schmerz nach. Dann stieß sie plötzlich hervor: „Weshalb bist du so lange nicht mehr zu mir gekommen? Warum bist du so ... so ... wie soll ich sagen? ... so distanziert zu mir, so kühl?“ Sie blickte ihm auskunfterheischend in die Augen und fügte heftig hinzu: „Sag es mir, ich habe ein Recht darauf!“

Das Wort „Recht“ verletzte Rudolf von neuem.

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte er traurig. Recht? Gibt denn Freundschaft wirklich ein Recht? Ist nicht alles Freiheit, Nehmen und Geben? Läßt sich daraus, daß wir uns während Jahren unser Bestes schenkten, irgend ein Recht ableiten? Besitzt überhaupt ein Mensch ein Recht auf einen andern?

Da aber schaute er Ruths schmerzvoll verzogenen Mund, beobachtete plötzlich mit gelösten Augen, wie beinahe alle Jugendlichkeit aus ihren Zügen verschwunden, wie die Haare an den Schläfen schon leicht grau schimmerten, und eine Ahnung ergriff ihn, daß ihre Worte und Gefühle nicht allein ihm und seinem Benehmen gälten, sondern auch aus der Bitternis heraussteigen mochten, alt zu werden, ohne je aus dem Vollen gelebt und geliebt zu haben. Eine ungestüme Dankbarkeit wallte in ihm auf für das, was sie ihm in all den Jahren gewesen, und leise begann sich ihm zu erschließen, daß Ruth vielleicht mit dem Verzicht auf ihn einst ein Opfer gebracht, dessen Tragweite zu erfassen er nimmer imstande gewesen. Und ihm schien es plötzlich leicht, gute wohlthuende Worte zu finden.

„Probiere mir zu erklären, was dir fehlt, was dich beunruhigt,“ bat er sanft und griff nach ihrer Hand. „Ich will alles tun, was ich kann.“ Und als sie schwieg, ihre Hand nur leise in der seinen zuckte, fuhr er dringender fort: „Bin ich denn nicht dein Freund, wie immer? Ließ ich dich etwa ein wenig lange im Stich? Siehst du, ich hatte viel Arbeit! — Und so schlimm war das doch nicht, oder? — Es muß dich noch etwas anderes bedrücken.“

Ruth mußte plötzlich aufschluchzen. Früher hatte er immer Zeit für mich, dachte sie.

„Was quält dich denn so? Sag es mir, Liebe,“ bat er wieder.

Statt jeder Antwort aber schlug Ruth mit einer verzweifelten Gebärde beide Hände vor ihr schmerzdurchwühltes Antlitz und dachte qualvoll: Ah, ich kann es ihm ja nicht sagen, k a n n nicht! Er begriffe es ja doch nicht, ist es mir doch selber nicht völlig klar! Er empfindet da vielleicht ganz anders, ... ginge scherzend darüber weg, ... würde sagen, alles sei nur Einbildung. Das alles liegt ja im Gefühl, nicht im Verstand! Das kann man wohl empfinden, fühlen, aber nicht in kalten klaren Worten beschreiben. Unmöglich!

Und weiter grübelte sie: Was ist es denn eigentlich, das unsere Freundschaft zu einer so reichen und schönen Lebenserfahrung machte? Und das ich nun zu verlieren fürchte? Ist es das leichte, versteckte und doch so offenbare Spiel, das zwischen Frau und Mann herrscht, sobald sie wissen: wir zwei sind

allein auf der Welt, wir stehen uns am allernächsten, verstehen uns am allerbesten; aber wir zwei sind durch keine äußern Ketten gefesselt, sondern nur durch die des Willens, des innern Einklangs!

Oder ist es das Ausschließliche unserer Beziehungen, der Zauber des Unausgesprochenen, Uneingestandenem, der Reiz des nie völlig Erschöpften, die Gewißheit, daß der letzte Trunk nicht getrunken ist? — Ist es die Rücksicht, die jedes aus freien Stücken auf das andere nimmt?

Oder... ach ja, es ist auch das: daß wir einander weise nur unserer Seele Reinstes und Bestes zeigen, unsere Fehler sorgsam verbergen und bekämpfen, daß wir nie in des andern Innerm grübeln, wühlen und taktlos stöbern, sondern nur das freudig entgegennehmen, was freiwillig dem Herzen entspringt, daß wir nie Ansprüche stellen, nie unsere freie Selbstbestimmung hindern....

Aber ist das alles auch bloß Freundschaft, w i r k l i c h e Freundschaft, wie sie auch zwischen Mann und Mann bestehen könnte? — Ist denn das nicht Liebe, größere und herrlichere Liebe, als jede durch die Alltäglichkeiten der Gewohnheit abgestumpfte Ehe sie zu schenken vermag? — Oder was meinst du, Ruth, möchtest du etwa lieber Rudolfs angetraute Frau sein? — Seine Mahlzeiten kochen, seine Hosen flicken? —

Trotz ihres Leides mußte Ruth beinahe lächeln bei dem Gedanken; so unmöglich erschien er ihr. Nein, nein, niemals, nie.

Die Frauen meiner Art wollen nicht vor allem das vom Mann, was den Ehemann ausmacht, fann sie.

Aber was denn? Was denn? Was hatte sie denn zu fürchten, wo zu verlieren?

Nie Ansprüche stellen? War sie nicht eben im Begriff, das Gegenteil zu tun? Beschwor sie nicht selbst das Verhängnis herauf, indem sie die Schranke des leisen Verzichtes und grenzenlosen Gebens, die ihre Freundschaft erhielt, umreißen wollte durch ihr ungestümes Wollen und Verlangen, durch ihre Empfindlichkeit und ihr Leidversenken?

Und eben, da Ruths Gedankengänge wieder auf versöhnlichere Wege schreiten wollten, hatte Rudolf einen festen Entschluß gefaßt.

Es muß einmal heraus, so oder so, dachte er, jetzt oder ein andermal. Warum also nicht jetzt? Mit einem harten Klang in der Stimme stieß er hervor: „Ist es wegen Elsa?“

„Nein,“ fiel es wie ein Schlag aus Ruths Mund. In ihr aber schrieen tausend verbannte qualvolle Stimmen: „Jaja, das ist es!“ und all ihre Selbsterkenntnis, die ihr eben hatte zu teil werden wollen, ihre geistige Überlegenheit, ihre abwägenden guten Gedanken flohen davon gleich einer Schar aufgeschreckter friedlicher Tauben, und wilde Raubvögel ließen sich an ihrer Stelle lärmend nieder. Was von jetzt an aus Ruth sprach, war nur noch das

ursprüngliche, triebhafte, unüberlegte Weib, von dem auch in ihrer feinen geistigen Wesensart ein gutes Stück steckte.

„Hat sie etwas über mich gesagt?“ schwang es sich wie ein leises Bischen an Rudolfs Ohr.

„Nei . . . nein, das heißt . . .“

„Also ja!“ unterbrach ihn Ruth heftig und wie Haß tönte es aus ihrer Stimme. „Ja! Sag es doch nur. Was willst du's leugnen? Was hat sie denn an mir auszufehen?“

„Ruth, rede doch nicht so,“ versuchte Rudolf noch einmal freundlich einzulenken. „Elsa ist doch nicht kleinlich, nein, das sollst du nicht glauben! — Aber doch — nun ja, unser inniges Verhältnis schmerzte sie ein wenig.“

„Aber sie hat doch keinen Grund dazu, oder? Es geht ihr doch nichts ab deswegen — hast du ihr denn das nicht gesagt?“ stieß Ruth leidenschaftlich hervor.

„Gewiß habe ich das getan,“ sagte Rudolf schonend. „Aber du mußt sie zu begreifen suchen, Ruth: sie ist jung, liebt mich von ganzem Herzen — ich bin der erste Mann, dem sich ihre Seele zuwendet. Sie kennt meine ganze Vergangenheit — ich mochte nur offen vor sie hintreten — schau, das alles gibt ihr zu denken! Sie leidet darunter.“

„Nun ja,“ wandte hier Ruth mit merkwürdig kalter Stimme ein, „aber das alles hat doch zum Glück nichts mit mir zu tun. Oder?“

Rudolf schwankte, ob er weiter reden sollte. War es eigentlich wirklich notwendig? Konnte ungeschminkte Offenheit ihre Freundschaft noch retten? War das Beste daran nicht schon jetzt unwiederbringlich verloren? Nun, er mußte es jedenfalls noch einmal mit Erklärungen versuchen!

„Ja Ruth, du hast schon recht, bis zu einem gewissen Grad wenigstens: all das hat mit unserm Verhältnis nichts zu tun! Wenigstens so äußerlich. Aber innerlich stellt es vielleicht doch in engerm Zusammenhang, als wir selbst es wissen. Schau, ich habe schon oft gedacht, ob nicht gerade der Umstand, daß ich dir meine ganze Seele zu eigen gab, ohne doch dich, dein ganzes Ich besitzen zu dürfen; ob nicht das mitschuld ist, daß ich mich in so manchen kleinen leidenschaftlichen Episoden — die auch dich schmerzten, ich weiß es — ausgab!! Ich bin schließlich doch ein Mann, nicht nur Geist, auch Körper! — Und siehst du, jene Erlebnisse sind ja im tiefsten Grunde harmlose Geschichten! Warum? Weil mein Innerstes nie völlig dabei war. Das war ja bei dir. — Anders aber ist es mit unserer Freundschaft. Äußerlich — wie soll ich das ausdrücken? — m o r a l i s c h, könnte man sagen, stehen wir ja rein und frei vor uns selbst, aber innerlich sind wir aufs Innigste verbunden durch unzählige feine Fäden . . .“

„Die du nun, da es dir paßt, als Schuld betrachten und kurzerhand ab-

schneiden willst," fiel ihm Ruth mit schneidender Ironie in die Rede. „Um das Seelenheil deiner Elsa nicht zu gefährden . . .“

„Ruth, ich dulde nicht, daß du so von ihr sprichst," rief Rudolf heftig aus.

„Ich kann reden, wie ich will!" sagte Ruth trotzig.

„Gut! Also! Wenn du denn diesen Ton haben willst: so sei es. Sage mir nur eines: möchtest denn du die Frau eines Mannes sein, der mit einer Freundin in so innigem Zusammenhang steht, wie ich mit dir? — Hernach urteile!"

„Nein, das möchte ich nicht," antwortete Ruth mit unnatürlich beherrschter Stimme.

„Nun also, dann begreifst du es ja . . .“

„Oh ja, ich begreife, — begreife, daß mich mein Gefühl nicht betrogen hat . . . Es ist, wie ich ahnte: du willst mich deiner Liebe aufopfern! — Nein, nein, wehre dich nur nicht, es ist doch so . . .“

Und das Leid und die Bitterkeit überfluteten Ruth, daß sie willenlos in dem wilden Strom unter sank und ihre eigenen bitteren Worte wie etwas Fremdes aus unwirklicher Ferne an ihr Ohr drangen.

„Ruth, Ruth, was redest du!" rief Rudolf beschwörend. „Verstehe mich doch — wenn wir nun doch einmal so weit sind, wollen wir auch ausreden — es ist doch so: eine Grenze muß irgendwo sein, eine Grenze, hinter der das Recht meiner Elsa beginnt! Jetzt steht sie mir doch in erster Linie, muß dort stehen; wo ich doch mein ganzes Leben aufbauen will . . . Wer hat denn dies unselige Gespräch heraufbeschworen? . . . Wenn du nur verstehen wolltest . . .“

„Ich verstehe ja," flüsterte Ruth außer sich. Leidenschaftlich und anklägerisch peitschten wilde Gedanken ihr Hirn: Verstehen soll ich? Oh, es ist nicht schwer! — Was heißt hier: verstehen? — Verzicht auf seine Freundschaft, weichen, ihr Platz machen, ihre Rechte nicht antasten. Auf mich nimmt er keine Rücksicht . . . Vergessen alles! Oh, die Männer vergessen leicht! — Vorbei, vorbei, als ob es nie gewesen! Die Männer leben die Zukunft, wir die Vergangenheit! — Was bleibt mir nun noch? — Ach, immer habe ich gegeben, all mein Leben lang. — Hätte ich doch gestohlen, mir wäre besser! Gestohlenes Gut! Aber doch Gut, Gut! — Ach, das Schenken macht so müde! Man gibt und gibt und zuletzt hat man so viel weggegeben, daß man dasteht, mit leeren Händen und einem müden, traurigen, ausgeschöpften Herzen! —

Blöcklich blitzte ein anderer Gedanke in Ruth auf. Nein, das durfte nicht sein! Die andere durfte nichts davon wissen. Diese Demütigung wollte Ruth nicht auch noch ertragen. Noch einmal versuchte sie, ihre Würde und die sanfte Ruhe früherer Zeiten wieder zu finden.

„Rudolf,“ bat sie leise und innig, „Rudolf, versprich mir, daß du ihr nichts sagen willst von dieser Unterredung! Versprich es!“ Und als er schweigend, mit düster zu Boden gesenkten Blicken verharrte: „Tu es! Schau, es ist meine letzte Bitte. Ich bitte dich herzlich darum! Sie ist eine Frau: sie könnte alles falsch auslegen, glauben, ich sei eifersüchtig auf sie! Und das ist es doch nicht, das nicht, gewiß nicht! Es ist etwas ganz anderes, etwas ganz, ganz anderes, gewiß!“ Und Ruth weinte leise und lautlos und dachte: O, er besinnt sich, ob er mir diese kleine Bitte erfüllen will, er muß sich noch besinnen. So fern ist er mir schon. Etwas anderes steht über ihm, über mir — sie!

Rudolf aber saß wie vernichtet in seinem Stuhl und starrte ins Leere. Die widerstrebenden Gedanken stritten in ihm, eine grenzenlose Enttäuschung mischten sich mit einem endlosen Mitleid. Aber die Enttäuschung war größer.

Das war seine Freundin, seine verstehende, verständige Ruth, die er geliebt und geschätzt hatte, seit er urteilsfähig war?

Nicht eifersüchtig, sagte sie. Ja, aber was denn, was denn? Wie kam ihr denn dies Wort in den Mund? — Eifersüchtig — wie kleinlich, wie häßlich! —

Oder hatte sie am Ende doch recht: nennen nur wir Männer dieses Gefühl so, um uns zu beruhigen, und ist es am Ende doch etwas anderes, weit mehr, unendlich schmerzhafter und fernliegender und unverständlicher?

Ah, wenn ich Klarheit hätte, Klarheit? Wie eine Lösung finden?

Eines nur fühlte Rudolf in diesem Chaos der Gefühle mit sicherer Bestimmtheit: so oder so — der Schlüssel zu Ruths Wesen war plötzlich seinen Händen entglitten. Seine eigenen Worte weckten keinen Widerhall in ihrem Innern, prallten ab wie von einer harten Mauer — die ihren aber ließen ihn kalt.

Was sollte er da noch sagen? Die da neben ihm saß, war ein völlig fremdes Wesen. Wo war das zu nehmen? Wie zu fassen? — Fremd, fremd, fremd. —

Und eine schreckliche Furcht würgte ihn: ob der Mann im letzten Grund wohl jeder Frau so furchtbar fremd, so völlig verständnislos gegenüber stehen muß? Ob diese Fremdheit von Mann zu Weib unabwendbares Menschen- geschick ist?

Da hörte er Ruths Stimme wie aus weiter Ferne in die Welt seiner stürmischen Überlegungen hinein klingen: „Du wirst ihr nichts davon sagen, gelt!“ und halb wider seinen Willen, unter dem Druck seiner Gedanken, stieß er hervor: „Du willst also, daß ich ein Geheimnis vor Elsa haben soll? Du stellst dich ü b e r meine Liebe zu ihr? Ist das groß gedacht?“

Und wie zu sich selbst sprechend, leise, abwägend fügte er hinzu: „Ich habe Elsa bis jetzt alles gesagt ... Ich weiß nicht, ob ...“

„Gut, gut!“ fuhr da Ruth leidenschaftlich auf, und ein Ton sprang über ihre Lippen, von dem man nicht wußte, ob er spöttisches Lachen oder das Aufschluchzen einer zu Tode verletzten Seele sei, „wirf mich weg! Opfere mich, geh zu ihr hin und sage ihr, ich habe geweint, ich . . . Geh nur, sie wird lachen! — Geh jetzt, geh!“ flehte Ruth plötzlich in einer ganz andern Tonart, mit schmerzhaft verzogenen Zügen, „laß mich allein, ich bitte dich . . . Ich kann nicht mehr!“

Ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte Ruths Körper. Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte Rudolf das Zimmer leise verlassen.

Gedankenlos starrte Ruth nach der Türe. Ein unsäglich bitteres Lächeln irrte ihr eine Sekunde lang um den Mund: „So also enden Freundschaften!“

Dann glitten ihre Blicke wie suchend an den Wänden des Zimmers entlang, streiften den Stuhl, da ihr Freund eben noch gefessen, das feine Porzellan, in dem sich ein matter Lichtstrahl brach — und langsam, langsam griff die Einsamkeit eiskalt an ihr Herz.

„Ich ertrage es nicht, ich kann nicht!“ flüsterte sie mit fremder Stimme vor sich hin. Verzweifelt reckte sie beide Arme in die Luft, als ob sie etwas Entschwindendes um jeden Preis fassen und zurückhalten müßte.

„Allein, allein!“

Leidenschaftlich warf sie sich über den Divan, preßte ihr Gesicht in das weiche Seidenkissen und stöhnte und jammerte in unaufhörlicher Qual: „Wieder fremd in der Welt! Wieder hinunter in die alte Trostlosigkeit! — Er hat mich klein gesehen, unbeherrscht! — Nun erst habe ich ihn ganz verloren, durch meine Schuld, meine eigene Schuld!“

E Wält ohni Blueme.

E Wält ohni Blueme,
Do wett i nüd si.
Wie luegti nüd alles
So fröstelig dri!
Käs Sternli, käs Glöggli
Und gschluderig Bäum,
E Wält ohni Blueme,
I wer nüd diheim.

E Wält ohni Sunne,
Do hielti 's nüd us.
Und wo=n=i würd luege,
Leg Schatte=n=um's Hus.

Käs Sternli, käs Glöggli,
Dum Himmel kän Blick,
E Wält ohni Sunne,
E Wält ohni Glück.

E Wält ohni Liebi,
Wie öd und wie leer!
En Herbst ohni Oepfel,
Ohni Wasser es Meer.
Käs Sternli, käs Glöggli,
Käs Aeugli, wo lacht,
E Wält ohni Liebi, —
Do seiti — guet Nacht!

Ernst Eschmann.